Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 47 (2005)

Artikel: En route : mein Weg von Chur nach Lausanne

Autor: Gartmann, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550642

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

En route

Teil 1/2:
Mein Weg von Chur nach Lausanne

von Johannes Gartmann

Ausgangspunkt Chur

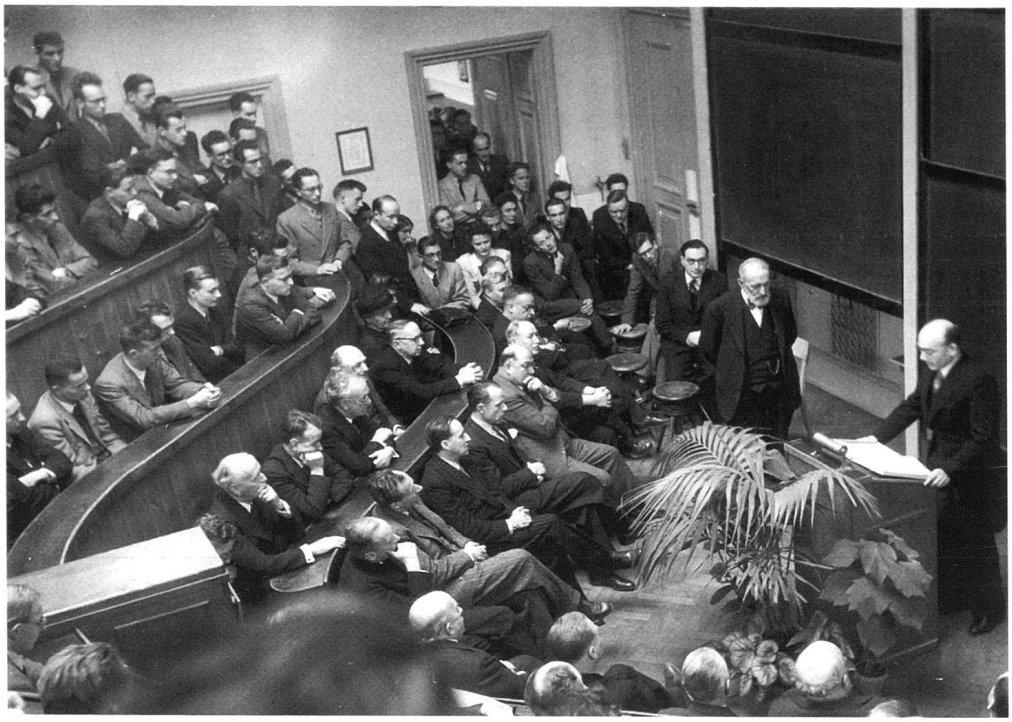
Geboren und aufgewachsen bin ich in Chur, in der geruhsamen Atmosphäre der Bündner Kantonshauptstadt der Vorkriegsjahre. Unsere Tummelplätze in der näheren Umgebung meines Elternhauses an der Neubruchstrasse waren weitgehend autofrei. Wenige hundert Meter entfernt lag das von der ganzen Churer Schuljugend besuchte Natureisfeld der Quader, ein idealer Ort der Begegnung. Im Naherholungsgebiet der Stadt gab es eine Vielzahl von Ausflugszielen, wobei die verschiedenen Maiensässe eine besonders wichtige Rolle spielten. Diese Maiensässe waren ja auch der Ort der jedem Churer vertrauten Maiensässfahrten der Churer Schuljugend.

Fast die ganze Kantonsschulzeit spielte sich während des Zweiten Weltkriegs ab, von dem wir zwar verschont blieben, der aber unsere Jugendjahre doch stark prägte. Besuche im Ausland waren unmöglich. Dafür ergaben sich viele Möglichkeiten von Begegnungen mit Jugendlichen aus der französischen und italienischen Schweiz bei Sprachkursen oder in gemeinsamen Lagern des militärischen Vorunterrichts. Wir sassen ja damals alle im gleichen Boot!

Kurz vor der Maturität läuteten die Glocken zum Ende des Kriegs in Europa. Damit eröffnete sich plötzlich die Perspektive, mehr von der Welt kennen zu lernen. Aber unsere Nachbarländer lagen am Boden, so dass der Aufbruch in die Ferne nur schrittweise erfolgen konnte. Mein Weg gegen Westen führte mich deshalb zuerst nach Bern und Lausanne und erst später nach Montpellier. Dabei habe ich die Saane (Sarine) immer wieder in beiden Richtungen überschritten und nie den Eindruck eines «Röstigrabens» empfun-

Auf der Maturareise im Jahr 1945, Monte San Salvatore; der Autor (rechts) zusammen mit Paul Strub und Clau Berther. (Foto in Pb. J. G.)

Bern, Münster um 1945. (Foto Postkartenverlag AG Bern)



Bern, Festvorlesung an der Medizinischen Fakultät im Wintersemester 1946/47. (Photopress Bern)

den. Dieser Ausdruck ist eine einfältige Konstruktion. Die wesentlichen menschlichen Regungen sind trotz gewisser Unterschiede hüben und drüben dieselben. Ich fühle mich zu dieser Aussage berechtigt; denn meine erste, früh verstorbene Frau, Jeannette Bucherer, war Waadtländerin, meine zweite Frau, Sonja Schüpbach, ist eine waschechte Bernerin.

Auf dem Weg nach Westen: Bern

Nach der Rekrutenschule nahm ich das Medizinstudium auf. Auf dem Weg nach Westen verweilte ich für die fünf vorklinischen Semester in Bern. Meine Erinnerungen an diese schöne Stadt und ihre Universität sind lebendig und positiv. Es herrschte damals kein Massenbetrieb, die Studenten kannten sich persönlich und wurden auch von den Professoren gekannt. Bezeichnend für die sympathische Atmosphäre ist mein allererster Kontakt mit der «Alma mater». Als ich nach der Rekrutenschule das Studium aufnahm, hatte das Semester bereits begonnen. Ich musste mich deshalb intensiv um einen Studienplatz in den verschiedenen Praktiken bemühen.

Zunächst besuchte ich das Institut für Zoologie. An jenem Nachmittag lag das Institut still und scheinbar verlassen da. Ich suchte nach einer Auskunftsperson und fand schliesslich einen älteren, grauhaarigen Mann in einer blauen Berufsschürze. Er trug eine eher bescheiden wirkende, stahlgefasste Brille. Ich fragte ihn, ob er auch über die Studentenpraktiken orientiert sei und ob er mir einen Rat geben könnte. Ich sei nämlich im Militärdienst gewesen und sollte noch einen Arbeitsplatz finden. Bei mir dachte ich, häufig sei so ein älterer Abwart sehr gut orientiert und könnte einem helfen. Tatsächlich antwortete er ganz freundlich, führte mich in den Praktikumsraum, wies auf einen noch leeren Platz und notierte dort meinen Namen. Ich dankte ihm herzlich für seine Bemühungen und sagte, ich freue mich nun auf den Beginn meines Studiums. Dies schien ihn zu freuen, und er verabschiedete sich freundlich. Am nächsten Morgen besuchte ich zum ersten Mal die Hauptvorlesung. Wieder trat der ältere Mann von gestern in den Raum; aber er reinigte nicht, wie ich erwartet hatte, die Wandtafel, sondern wandte sich an uns und sagte: «Meine Damen und Herren, wir haben in der letzten Vorlesung ... usw.» Mein «Abwart» war der preisgekrönte Zoologe Professor Friedrich Baltzer. Die Strasse, an der das Zoologische Institut liegt, heisst heute Baltzerstrasse.

Bern, Studentenverbindung «Berna» auf dem Heimweg vom Dies academicus in der Universität, 1948. (Foto Bucher, Bern)

Die regelmässigen botanischen Exkursionen mit Professor William Henri Schopfer führten uns kreuz und quer durch die Landschaften des Kantons Bern bis hinein in die Alpen. Auf diesen Exkursionen lernten sich die Teilnehmer auch persönlich besser kennen. Als Professor Schopfer realisierte, dass ich Bündner war, erzählte er mir auf einer Exkursion ausführlich über seine Entdeckung des Malers Giovanni Segantini. Offenbar hatte ihm dieser Maler nicht viel bedeutet, bis er einmal einige dieser einzigartig klaren Herbsttage im Engadin verbrachte. Plötzlich verstand er die Aussage von Segantinis Bildern und vertiefte sich in dessen Malerei. So wurde denn auf diesen Exkursionen durchaus nicht nur über botanische Fragen diskutiert. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn auch nach vielen Jahren beim Zusammentreffen mit ehemaligen Studienkollegen aus Bern sehr rasch wieder ein vertrauter Ton herrscht.

Ich erinnere mich gut an Professor Rudolf Signer, der organische Chemie lehrte. Wir schätzten ihn sehr als lebhaften, didaktisch geschickten Dozenten. Aber dass er Forschungen betrieb, die Nobelpreis-würdig waren, habe ich erst kürzlich, mehr als fünfzig Jahre später, erfahren. Offenbar waren seine Arbeiten grundlegend für die Entdeckung der DNA, des Schlüssels für die Genforschung.

Dass Bern, wenn auch in der Nähe der Sprachgrenze, doch überwiegend eine deutschschweizerische Stadt ist, wurde mir als Verbindungsstudent so recht bewusst. Ich fand, um eine Stadt und ihre Universität recht zu kennen, sollte man auch Mitglied einer Studentenverbindung sein. Und da mein älterer Bruder schon dort aktiv gewesen war, wählte ich wie er die bernischste aller Berner Verbindungen, die «Berna Bernensis».

Ich schätzte den Kontakt mit Studenten anderer Fakultäten als Gegengewicht zu einer frühzeitigen Abkapselung im eigenen Fachbereich. Mir gefielen Äusserungen jugendlicher Fröhlichkeit, das Singen schöner alter Studentenlieder, das Bummeln in der Berner Altstadt und in der ländlichen Umgebung mit ihren stattlichen Gasthäusern, die Tanzanlässe im Rahmen eines Maibummels oder in gehobenerem Stil an einem schönen Ort in der Stadt. Auch der Auftritt der farbentragenden Verbindungen am Dies academicus gab diesem Anlass einen farbigen, festlichen Rahmen, der die Bedeutung und Würde der Universität hervorhob, und der mir gefiel.

Professor Rudolf Signer während seiner Chemievorlesung um 1946/47. (Quelle: «Der Bund» vom 27. November 2003, S. 14)

Dagegen blieben mir die für meinen Geschmack zu «germanischen» Regeln des «Comments» beim Trinken und im äusseren Auftreten immer fremd. Ich fand den «Bierernst», mit dem Trinksitten, die an sich fröhlich sein sollten, zelebriert wurden, etwas lächerlich. Das Gleiche galt für die Bestimmungen über das äussere Erscheinungsbild des Verbindungsstudenten. Sie erinnerten mich an den Codex für das preussische Offizierskorps: Mit Mütze und Band kein Päckchen tragen usw., ich weiss nicht mehr alle Vorschriften.

Ich erinnere mich noch genau an einen recht bezeichnenden Vorfall. Als Präsident meiner Verbindung musste ich an einer Sitzung des Corporationen-Convents (Dachorganisation der Studentenverbindungen) teilnehmen. Es wurde des Langen und Breiten über Nebensächlichkeiten diskutiert, über das Auftreten des Verbindungsstudenten, ob man in Ausnahmefällen in Couleur einen Koffer tragen dürfe usw. Schliesslich hatte ich genug und wollte durch eine sarkastische Bemerkung die Diskussion zu einem Ende bringen. So meldete ich mich mit wichtiger Miene zu Wort, lobte zunächst die konservativen Stellungnahmen, fügte aber bei, sie gingen mir doch zu wenig weit. Ich würde vorschlagen, dass Couleurstudenten immer gestärkte Hemdkragen zu tragen hätten; Lederhandschuhe in jeder Situation seien unumgänglich – und ich weiss nicht, welch weiteren Unsinn ich noch anfügte. Mein Freund aus meiner Verbindung trat mir auf den Fuss und raunte mir zu: «Jetzt hör auf, sonst erhältst du nächstens eine Forderung, dich wegen Beleidigung zu schlagen.» Weit gefehlt: der Vertreter der konservativsten Verbindung erklärte anerkennend, er sei erfreut, auch von anderen Verbindungen eine derart positive Unterstützung zu erhalten. Und am nächsten Tag grüssten mich die jungen Füchse dieser Verbindung quer über die Strasse mit flottem Lüften der Mützen. Ich aber habe seither in unseren Breitengraden kaum mehr versucht, durch Sarkasmus etwas in Bewegung zu setzen.

Zwischen Studium, Verbindungsleben und Militärdienst verflog die Zeit rasch. Die Ferien verbrachte ich bei meinen Eltern in Chur, Arosa oder Klosters und arbeitete intensiv auf das zweite Vorexamen (genannt: das «zweite Prope»). Ich bestand dieses im Frühjahr 1948.

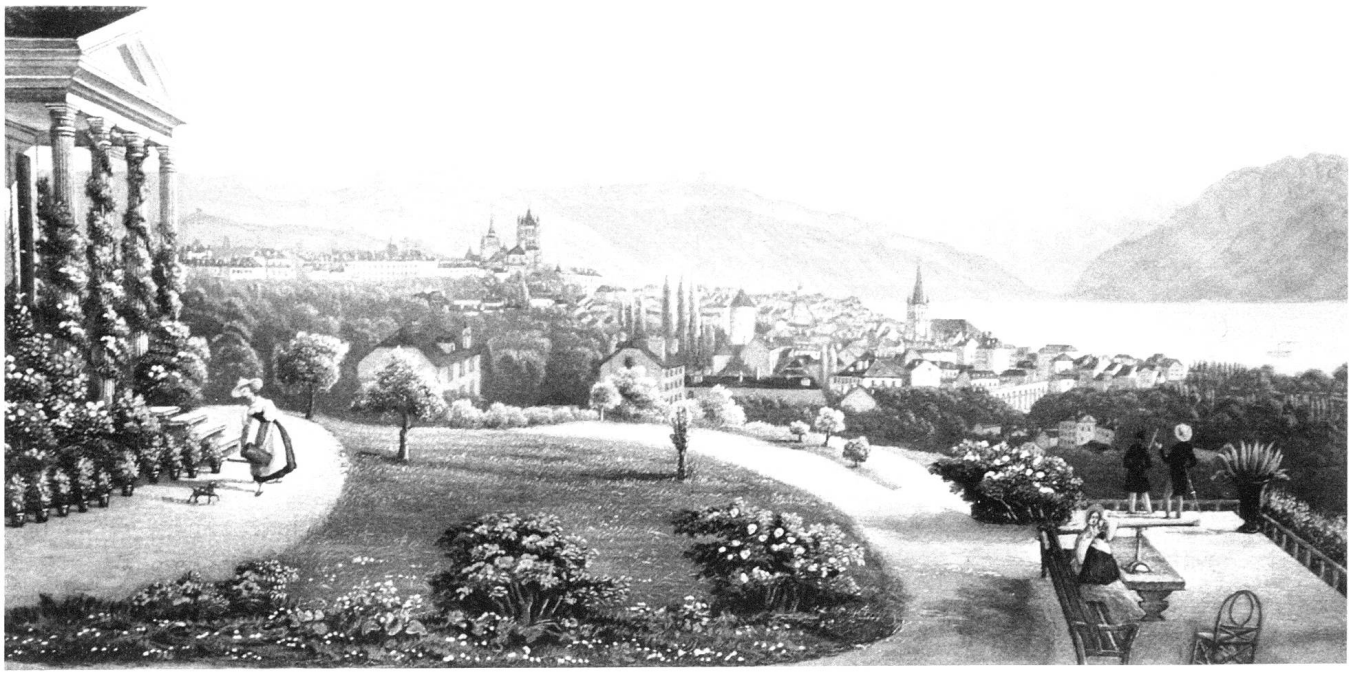
Lausanne et le Pays de Vaud

Mit dem zweiten Propaedeutikum waren die vorklinischen Studien abgeschlossen, und ich entschloss mich nun, die klinischen Semester zur Hauptsache in Lausanne zu absolvieren. Es war natürlich ein ordentlicher Wechsel: alle Vorlesungen in einer fremden Sprache, die ich wohl recht gut kannte, aber doch nicht beherrschte wie die Muttersprache; eine anders geartete Stadt; andere Studienkollegen. Aber ich atmete die frische Luft mit Neugier und Lust. Es machte mir Spass, das Leben an der Rue de Bourg zu beobachten, die französische Konversation in ihrem andersartigen Klanglaut und Tempo zu verfolgen, die plötzlichen Ausblicke auf den Lac Léman und die gegenüber liegenden Savoyer Alpen wahrzunehmen.

Den Vorlesungen vermochte ich bald gut zu folgen. Da waren einige meiner amerikanischen Mitstudenten schlimmer dran. Bei einer zwei-

ständigen Vorlesung von Professor Pierre Decker über die Erkrankungen der Schilddrüse und deren Operationen schaute mich einer von ihnen, der neben mir sass, gegen Ende der Vorlesung hilfesuchend an und fragte: «Quel sujet?» (Was ist das Thema? Worum handelt es sich überhaupt?) Mit diesen Amerikanern hatte ich gute, freundschaftliche Kontakte. Sie waren, soweit ich mich erinnere, alle Juden, die in Amerika nicht Medizin studieren konnten, weil in ihren Staaten die Anzahl der zum Medizinstudium zugelassenen Juden kontingentiert war (Numerus clausus). In Lausanne wurden sie problemlos aufgenommen. Einer von ihnen war schon verheiratet und hatte einen kleinen Sohn. Offensichtlich lebte er in guten wirtschaftlichen Verhältnissen mit schöner Wohnung und Auto. Als wir auf ein Examen hin arbeiteten, fragte er mich einmal, ob ich ihm nicht beim Einkaufen von Spielwaren behilflich sein könnte. Er müsse unbedingt etwas unternehmen, weil sein Sohn ihn ständig bei der Arbeit störe. Da das Geld offenbar keine Rolle spielte, kauften wir grosszügig und bald schon selber begeistert Spielwaren ein. Nach einigen Tagen sah ich ihn wieder und fragte ihn nach dem Erfolg unseres Einkaufs. Er machte einen resignierten Eindruck, zuckte mit den Schultern und sagte: «Oh, it's terrible! Jetzt schmeisst er alle diese schönen Sachen gegen meine Türe, wenn ich am Studium bin». Er hat aber das Examen trotzdem bestanden.

Der Kontakt mit den einheimischen Mitstudenten war am Anfang nicht so spontan-freundschaftlich wie in Bern. Grund dafür waren wohl die relativ grosse Zahl von Ausländern und Deutschschweizern und der traditionell zur Schau getragene Spott über die ernsthaften, braven, etwas humorlosen Deutschschweizer. Ich empfand dies eher als drollig, kannte ich doch durch Jeannette schon alle möglichen Spitznamen für die Deutschschweizer, bevor ich nach Lausanne kam: «Suisse toto, Stofifre, Fritz, Schnock, Schnaguebitz, Boche(!)». Ich sah in dieser «moquerie» auch immer etwas einen Abwehrreflex einer sprachlichen Minderheit gegenüber einer wirtschaftlich immer stärkeren, expansiven deutschsprachigen Mehrheit. Als Bündner wurde ich übrigens nie als eigentlicher Deutschschweizer eingestuft, weil in unserem Kanton auch Romanisch und Italienisch gesprochen wird. Und dann ebnet natürlich auch eine



Ansicht von Lausanne auf einem alten Stich. (Quelle: «Prise du Belvédère, Campagne de Mr. Gindroz, J. Bryner fec.»)

einheimische Freundin viele Wege. Auf jeden Fall hatte ich eine ganze Reihe guter Studienfreundschaften mit welschen Kollegen. So verliefen die klinischen Semester harmonisch und schön.

Wenn in Bern das Leben neben dem Studium durch das Verbindungsleben geprägt war, so erlebte ich in Lausanne vor allem eine andersartige Lebensweise in den alltäglichen Begegnungen, an kulturellen Anlässen, an fakultäts-internen Studentenfesten. Es war vieles neu, auch die grossartig weite Landschaft am Genfersee (pardon: am Lac Léman).

In Lausanne geht es ständig auf- oder abwärts, von den hoch gelegenen Quartieren in der Nähe des Kantonsspitals (heute CHUV genannt) bis hinunter an den Quai d'Ouchy. Von überall her bieten sich Ausblicke auf den See und das gegenüber liegende Ufer von Savoyen. Man sagte mir, diese ständig auf- oder abwärts führenden Strassen hätten die hübschen Beine der Lausanner Mädchen geformt. Ich hatte keinen Grund, dies nicht zu glauben.

Die Topographie der Stadt ist verwirrend. Von der Cité mit Schloss und Kathedrale geht es steil hinunter in Täler, dann wieder steil hinauf gegen das lebendige Zentrum von Saint François. Die heute nicht mehr sichtbaren Bäche Louve, Flon und Vuachère hatten im Sandstein die zerfurchte Landschaft geschaffen, auf der sich die Stadt Lausanne entwickelt hat. Brücken verbinden die höher gelegenen Teile miteinander, Häuserreihen und Strassen machen das Auf und Ab der Landschaft mit; auch unter den Brücken stehen Häuser. Nie habe ich sonst ein ähnlich zerklüftetes Stadtzentrum gesehen wie in Lausanne.

In Ouchy dagegen kann man auf blumengeschmückten Quais am Seeufer spazieren, ohne seine Beinmuskeln zu strapazieren. Die Spazierwege lassen sich nach Ost und West um viele Kilometer verlängern, in Richtung Pully oder über Vidy, den Parc Bourget bis nach Saint Sulpice und

Lausanne, Place St-François in den vierziger Jahren.
(Ansichtskarte in Pb. J.G.)

Die gotische Kathedrale von Lausanne um 1950. (Bild: Ansichtskarte in Pb. des Autors)

weiter bis nach Morges. Ouchy ist so richtig die Sonntagsstube von Lausanne. Kinder sausen auf Tretautos oder Tretpferden herum; Pärchen, Arm in Arm oder eng umschlungen, spazieren oder staunen auf die glänzende Seefläche hinaus; elegante Damen und Herren treten aus dem fünfsternigen Hotel Beau Rivage ins Freie. Ouchy behielt sich, wenigstens damals, zum Spass die alte Tradition einer unabhängigen Gemeinde vor, «la libre commune d'Ouchy» mit «maire, flotte, gendarmerie et beaucoup de jolies filles flanquées de leur amoureux, et quelques cafés, bien entendu».

Diese Cafés spielten überhaupt keine geringe Rolle in meiner Erinnerung an den Canton de Vaud. Der Waadtländer liebt seinen Wein, obwohl er gar nicht so viel davon trinkt, wie man vielleicht annimmt. Aber er liebt die Gesellschaft bei einem Glas Wein, die Atmosphäre seines Cafés, oder, wie Jean Peitrequin in seinem Text zu einem Lausanner Bilderbuch schreibt: «... les cafés, petits ou grands, estaminets, mastroquets de quartier, pintes intimes fraîches où subsiste le goût de la conversation.» Ja, ich erlebte, dass das Gespräch ebenso wichtig war wie der Wein. Die Gäste des cafés kannten sich alle mehr oder weniger. Man lüftete den Hut, wenn man eintrat. Wer das nicht tat, war gleich als Auswärtiger entlarvt. Und dann bestellte man zwei oder drei «décis», gemeint ist natürlich einheimischer Weisswein. Professor Pierre Decker hielt zu diesem Thema folgendes fest: «Wenn man einen schwerkranken Waadtländer fragt, ob er einen besonderen Wunsch hätte, und wenn der Patient antwortet, er möchte einen Schluck Roten statt des üblichen Weissen, dann besteht kaum mehr Hoffnung auf Heilung.»

Von der «pinte vaudoise» braucht es noch einen geistigen Schritt nach oben, um an einen Ort zu gelangen, der einst die Atmosphäre der «pinte» mit einer Mischung von Poesie, liebenswürdiger Ironie und bissigem Sarkasmus verband: es war der «Coup de Soleil». Diesen Namen trug ein Lokal im Untergeschoss des Hotels «de la Paix». Kopf und Herz des «Coup de Soleil» waren Gilles und Edith, in deren Sphäre die Gefühle der Besucher zwischen Lachen, Nachdenklichkeit und

Rührung schwankten. Gilles, mit bürgerlichem Namen Jean Villard, ein echter Waadtländer, war ausgebildeter Schauspieler (aus der Schule des berühmten Jacques Copeau), Musiker, Sänger, Dichter, Komponist. Er hatte Rollen im Theater «Le vieux Colombier» in Paris innegehabt, eröffnete dann ein Cabaret «Gilles et Julien» (Aman Maistre) in Paris. Es war ein Erfolg. Mit Eigenschöpfungen wurde das französische Chanson wiederbelebt, und zwar in einer Form, die folgendermassen zu charakterisieren war: «Renouvelant l'esprit de la chanson française loin du comique gras et des plates fadaises, nous apportions le jeu, la poésie, l'action.» Also: eine Form des Chansons, ohne billige, «fette» Komik und ohne fade Plattheiten, aber mit Poesie und Aktion. Kein Wunder, dass Gilles eines seiner Chansons, «les trois cloches», nie mehr sang, weil es überall und zu jeder Sauce gesungen wurde.

Bei Kriegsausbruch kehrte Gilles in die Schweiz zurück und eröffnete zusammen mit Edith Burger den «Coup de Soleil», «Edith et Gilles». Einige Abende im «Coup de Soleil» sind mir unvergessen geblieben. An kleinen Tischchen sitzend, wohl versehen mit etwas Saint Saphorin oder etwas Ähnlichem, war man um den Flügel von Edith (einer diplomierten Konzertpianistin) gruppiert und liess sich in eine Welt von Chansons, Versen voll Poesie oder Ironie und drolligen Geschichten entführen.

Einmal wurden die Deutschschweizer «compatriotes» aufs Korn genommen («Frauenverein», «Männerchor von Steffisburg»), einmal die Waadtländer selber («Les Vaudois», «Y en a point comme nous»). Dann folgten Verse voll Charme und Schönheit, wenn Gilles über den Lauf des Flüsschens «La Venoge» erzählte, das bescheiden wie ein Waadtländer, ohne viel Aufhebens von sich zu machen, sich durch das Waadtland schlängelt, um sich schliesslich in die Arme des «bleu Léman» zu schmiegen. Kurz darauf folgte eine seiner Kurzgeschichten. Ein Beispiel gefällig?

«Ein Missionar, natürlich zur «Eglise Nationale Evangélique Réformée du Canton de Vaud» gehörend, marschiert einmal durch den afrikanischen Dschungel. Plötzlich taucht ein grosser Löwe auf und fasst ihn ins Auge. Der Missionar schickt ein Stossgebet zum Himmel: ‹Herr, mache das Unmögliche möglich und pflanze dieser Bestie christliche Gefühle in ihr wildes Herz.› Und siehe da: Der Löwe legt tatsächlich beide Pfoten aufeinander, schliesst die Augen halb und murmelt in seiner Löwensprache: ‹Dank Dir, Herr, für diesen unerwarteten Fang. Segne, Herr, nun diese Speise›».

So vergingen jeweils die Abende im «Coup de Soleil» wie im Flug. Jeannette lachte mit Tränen in den Augen, und Gilles bemerkte dieses Mitgehen sogleich und reagierte mit einer entsprechenden Bemerkung.

Zu meiner Studentenzeit hatte Lausanne noch einen Turmwart, der vom Turm der Kathedrale aus nachts die Stunden ausrief. Es war ein ganz eigenartiger Eindruck, wenn man durch die Cité bummelte und durch die Stille der Nacht die Stimme des Turmwächters, des «guet», vernahm: «Ohé, le guet, ohé, le guet, il a sonné onze». Ich weiss nicht, ob dieser Stundenruf noch heute erklingt. Für mich gehört er wie die wundervolle gotische Kathedrale zu den bleibenden Erinnerungen an Lausanne.